Bei den kalifornischen Indianerstämmen wird die auf brennendem Holz liegende Leiche unter teuflischem Geheul mit spitzen Stöcken durchstoßen, damit die Seele leichter heraus kann. Bei den Kokops sticht man dem Toten während der Scheiterhaufen brennt, schnell noch die Augen aus.

Seltener ist in Nordamerika das Wassergrab. Die Tscheroki werfen bis zum heutigen Tage ihre Toten einfach in den Fluß. In Yuta werden die Leichen wenigstens vorher mit Steinen beschwert. Die Häuptlinge kommen in Särge, die stark beschwert sind, dann fährt man damit auf den See hinaus und läßt den Sarg hinabgleiten. Säuglinge werden einfach in Babykörbe gelegt, die auf den Fluß kommen. Wohin der Tote treibt, ist ihnen einerlei.

Am interessantesten und weitaus verbreitetsten sind die indianischen Luftgräber. Es werden von den meisten Stämmen Nordamerikas westlich und östlich des Mississippis die Toten durch Luftgräber bestattet. Die Völker der Scheyenne, Sioux, Araphao, Minitari und der Mandan wickeln ihre Verstorbenen gut ein und bauen dann aus Stämmen Gerüste, die eine Höhe von zwei bis drei Metern erreichen. Die Gerüste bestehen gewöhnlich aus vier in die Erde gerammten Stangen, die auf Querstäben ein Geflecht tragen, das stark genug ist, die Belastung der Leiche auszuhalten. Es ist das Bestreben aller dieser Stämme, den wilden Tieren jede Möglichkeit zu nehmen, die Toten zu erreichen. In Gegenden, wo reicher Baumwuchs vorhanden ist, fällt die Schwierigkeit des Gerüstbaues fort. Dort werden die Toten in die Baumäste gelegt. Solch eine Leiche wird mit Stricken festgebunden und bleibt etwa zwei Jahre lang liegen. Nach Verlauf dieser Zeit sammeln einige Stämme die Knochen, um sie in das Beinhaus zu legen, in dem sie bleiben. Andere Stämme lassen die Gerippe ruhig liegen, und es ist vielfach beobachtet worden, daß sie sich noch fünf Jahre später auf ihren Luftgräbern befanden, bis meistens die Gerüste morsch werden und umfallen. Dann ist auch der Tote erledigt. Während bei den Muskwaki die Männer liegend ihr Luftgrab bekommen, setzt man die Frauen auf irgend einen Ast. Dort bindet man sie fest.

Es mag für den Europäer einen recht unangenehmen Eindruck machen, wenn er solch einen Totenwald betritt, und bald hier, bald dort auf den Bäumen die Leichen sieht. Viele indianische Stämme singen unter den Gerüsten ihre düsteren Trauerlieder. Die nächsten Verwandten verstümmeln sich, die Frauen zerfleischen sich die Brust, schneiden sich ihr Haar ab, mitunter auch irgend ein Fingerglied. Nach acht Tagen hören diese Trauerklagen auf, alles geht wieder seinen gewohnten Gang.

In den nördlichsten Zonen, also dort, wo die arktischen Klimaverhältnisse ein Begraben in unserem Sinne nicht zulassen, wartet man, bis etwas Schnee fällt, da man den gefrorenen Boden nicht aufhacken will. Dann scharrt man einen genügenden Haufen zusammen und deckt die Toten damit zu. Daß derartige Leichen natürlich sehr rasch von Tieren gefunden werden, ist selbstverständlich.

Man sieht aus diesen Gebräuchen, daß bei den Indianerstämmen die Toten recht wenig geehrt werden. Dort hat man überhaupt noch nicht die nötige Achtung vor dem Geschöpf Gottes. Gibt es doch in Grand Schakko einige Stämme, die alle Männer, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, töten und gemeinsam verspeisen. Auch nur die Männer, die Frauen werden nicht gegessen, weil sie giftig sind. Von einer Beerdigung der Reste weiß man dort überhaupt nichts.

Wenn man sich dagegen die herrlichen Gräber der alten Aegypter, Assyrier und Babylonier ansieht, so muß man staunen, daß bis zum heutigen Tage die Kultur zu den indianischen Stämmen noch nicht vorgedrungen ist.

Das „Kopfschnellen" auf den Sundainseln

Obwohl mehr und mehr zurückgedrängt, ist die barbarische Unsitte des Abschnellens der Köpfe der Gefangenen unter den Eingeborenen wenig besiedelter Inseln Niederl.-Indiens noch keineswegs ausgestorben. In mehreren Vorlesungen über den Kannibalenstamm der Kasa-Kasas berichtete kürzlich der holländische Missionar Vertenten über einige wenig bekannte Einzelheiten des Kopfschnellens, die diesem unmenschlichen Gebrauche nun auch den bisherigen Glanz der Tapferkeit zu rauben geeignet sind. „Man glaube nicht," führt Vertenten aus, „daß diese für unsere Augen abscheulichen Ereignisse auch von ihnen als solche angesehen werden. Sie betrachten einen solchen Mordzug mehr als ein organisiertes Picknick, von dem sie dick und fett zurückkehren. Das Ziel ist, mit möglichst geringem eigenen Verlust an Köpfen deren soviel als möglich heim zu bringen. Das will zum Glück nicht sagen, daß alle ausgerückten Männer mit einem eroberten Kopf heimkomen. So kamen — erzählt der Missionar weiter — von einem der letzten Züge etwa sechzig Männer mit drei erbeuteten Köpfen zurück. Es ist eine Art Ausflug, und das ganze Dorf, einschließlich der Frauen und Kinder, geht mit den streitbaren Männern mit. Sie beeilen sich nicht: Entfernungen von ein bis zwei Tagen werden mitunter in vier bis fünf Tagen zurückgelegt. Ist die mitgeführte Nahrung verbraucht, so wird alles Erreichbare genommen, sei es von Freund oder Feind. Ist ein Fluß fischreich, so wird während eines Tages gefischt; sind viele Vögel vorhanden, so vervollständigen diese den Nahrungsmittelvorrat; oder aber sie lassen die Frauen Sago stampfen, um dann langsam weiter zu ziehen. Man darf auch nicht glauben, daß sie zum „Schnellen" einfach auf die nächsten Dörfer losrücken. Sie ziehen erst tagelang durch einen Teil des Landes und lassen dabei verschiedene Dörfer unbehelligt. Sie bezwecken damit die Schaffung einer Art neutraler Zone, eines „Pufferstaates", der bei Rachezügen der Ueberfallenen die für die Angreifer bestimmten Stöße auffängt.

Bezeichnend für die Hinterlist dieser Wilden ist folgendes: Die Sitte will, daß der Schneller unter allen Umständen den Namen des Geschnellten wissen muß. Das geschieht wie folgt: Wenn sie endlich ein Opfer ergriffen haben — nie werden sie zugeben, daß sie den Betreffenden erst mit der Keule niederschlugen oder mit einem Lanzenstich für eine Weile außer Gefecht setzten — so beginnt derjenige, der die meisten Ansprüche zu haben glaubt (meist halten sechs bis acht Wilde das Opfer fest), mit leiser beruhigender Stimme auf den Gefangenen einzusprechen. Obwohl dieser nichts davon versteht, da man von Dorf zu Dorf völlig verschiedene Sprachen spricht, erzielen der ruhige Ton und die Gebärden doch einen beruhigenden Einfluß. Der Angreifer sagt z. B.: „Mein Sohn, was tust du in diesem schlechten Land, usw., geh mit uns, ich will dich als Kind annehmen; bei uns ist alles in Ueberfluß. Wie kannst du jedoch mit mir gehen, wenn ich nicht weiß, wie dein Name lautet; sage mir doch, wie du heißt". Das scharfe Bambusmesser wird dabei sorgfältig vor dem Opfer verborgen gehalten. Das erste beste Wort, das nun solch ein Wesen ausstößt, nehmen die Kopfschneller als seinen Namen an. Sie wiederholen ihn solange, bis er fest im Gedächtnis haftet und danach kann die berüchtigte Prozedur des Kopfschnellens beginnen.

R.

Am Ausguck

Dick und betrügerisch.

Julius Caesar hatte ein großes Mißtrauen gegen magere Männer, er wollte nur solche um sich haben, die dick waren, glattköpfig und in der Nacht gut schliefen. Trotz seiner sonstigen hervorragenden Qualitäten hat Julius Caesar mit diesem Ausspruch seine geringe Menschenkenntnis bewiesen, so behauptet ein Zeitungsschreiber, der sich „der dünne Mann" nennt, und er führt aus, daß die dicken Menschen viel mehr zu fürchten seien als die dünnen. Dick und betrügerisch scheint zusammenzugehören, schreibt er, denn davon zeugt die Tatsache, daß die meisten Schwindler unserer Zeit groß und massig waren. U. a. führt er für diese Behauptung die Geschichte eines Pariser Bankiers an, der außerordentlich korpulent war. Als er verschiedene Stone (englisches Gewicht) mehr wog als schicklich ist, füllte er seine Taschen mit Wertpapieren, die der Bank gehörten und ging heimlich in eine kleine Provinzstadt. Da verbrachte er seine Zeit in einem türkischen Bad, und nach einiger Zeit hatte er so viel Fett verloren, daß ihn niemand erkannte. Im Gefühl dieser Sicherheit ging er ganz kühn wieder in den Pariser Straßen spazieren, aber die verwünschte Polizei arretierte ihn doch. Denn er sah mit seiner schlaffen, herabhängenden Haut so wunderbar aus, daß man irgend etwas Unrichtiges dahinter vermutete. Man hielt ihn in Gefangenschaft und fütterte ihn gut, bis er wieder so fett wie vorher wurde, und da bot es keine allzu großen Schwierigkeiten, in ihm den langgesuchten Defraudanten zu entdecken. Also ein neues Hilfsmittel für den Erkennungsdienst unserer Kriminalpolizei: Mästen.

Die Entstehung der Restaurants.

Das Alter der Gasthäuser läßt sich nicht feststellen. Es scheint, als ob es solche immer gegeben hat. In der Antike bereits werden Gasthäuser erwähnt, die wahrscheinlich entstanden sind aus dem immer üblichen Gastrecht und der Gastfreude, die es früher mehr als heute gegeben hat. Zur Entlastung der von bekannten Reisenden besuchten Familien wurden die offiziellen Gasthäuser errichtet und zu einem Erwerb, als der Verkehr größeren Umfang annahm. Die besseren Gaststätten aber, die Speisehäuser, die kein Nachtlager gewährten und die auch in Deutschland immer noch als Restaurants bezeichnet werden, sind sehr späten Ursprungs. Sie stammen aus Frankreich, wo sich im Jahre 1766 das erste Restaurant auftat, das mit seiner für damalige Begriffe luxuriösen Einrichtung überraschte und Zuspruch fand. Diese Einrichtung breitete sich schnell über ganz Europa aus. In Deutschland wird das erste Restaurant bereits im Jahre 1802 erwähnt. Es wurde in Berlin errichtet und nach dem Pariser Vorbilde geleitet.

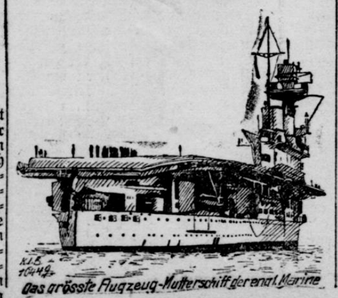
Am Ende der Welt.

Millionen und aber Millionen von Sonnen weben sich zu einem schimmernden Band zusammen, das sich quer über den Himmel spannt. Unsere eigene Sonne erscheint nur als ein kleines Tröpfchen in diesem ungeheuren Sternenmeer. Von uns aus gesehen, drängt sich das Heer der Sterne am Himmel zu einem schmalen Gürtel zusammen, der uns als Milchstraße erscheint. Es handelt sich aber doch nur um ein Trugbild. Eine unendliche Fülle sorgfältigster Beobachtungen und scharfsinnigster Untersuchungen sind notwendig, um das Problem einer Lösung nahezubringen. Im neuen Heft der „Kosmos" führt Bruno H. Bürgel, der es wie kein anderer versteht, schwierige wissenschaftliche Probleme spannend und anschaulich darzulegen, in diese Dinge ein. Ueberraschend ist die große Reihe glänzend gelungener Photographien. Ueberaus wertvoll und fesselnd sind weitere Artikel in diesem Heft, von denen herausgegriffen seien: „Das Haus der tausend Prüfungen", „Die Sinne der Pflanzen", Amerikanische Todesstrahlen", „Die Deutung des Erschauten", „Weiße Indianer", „Seltsames Strandvolk" u. a.

Büchertisch

In **Reclams Roman-Reihe** erschien:

Louis Couperus: Aphrodite in Aegypten. Roman aus dem alten Aegypten. (246 S.) Geheftet 4 *M*, gebunden 6,50 *M*. Dieser Roman führt den Leser ins heilige Land des klassischen Altertums, nach Aegypten. Ein vornehmer junger Römer will bei den ägyptischen Göttern den Aufenthaltsort seiner entflohenen Geliebten erfahren, und er zieht nun von Ort zu Ort, von Heiligtum zu Heiligtum. Aber die Antworten der Götter sind zweideutig und irreführend; denn aus den Orakeln spricht ja nicht mehr die Stimme der alten Götter, sondern einzig die Geschäftsklugheit gerissener Priester. An einer neuen Neigung gesundet endlich der liebeskranke Lucius. Unter all den Meisterromanen von Louis Couperus zeichnet sich dieser wohl am meisten durch blühende Ueppigkeit der Schilderung von Menschen und Landschaft, durch eine leidenschaftlich beschwingte, anmutig verschlungene Handlung aus. Der Stil ist gepflegt, klar und plastisch. Der Roman ist zweifellos die glänzendste Schilderung der spätantiken Welt, die wir in der europäischen Literatur besitzen.



Das grösste Flugzeug-Mutterschiff der engl. Marine

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 16 Mittwoch, 21. April 1926

Das Wirtshaus an der Landstraße

Von Hans Ludwig Linkenbach.

Ich kenne ein Wirtshaus. am Ende eines freundlichen Dorfes, durch das die Landstraße hindurchführt. Vier Linden stehen davor und verdecken mit ihrem Astwerk fast die ganze schieferbedeckte Front des Hauses. Nur der zweifenstrige Giebel schaut über die Blätterkronen hinweg ins weite Land hinaus. Vor diesem Hause, im Lindenschatten, hab' ich manch' liebes Mal gesessen, wenn noch der Tau über Feldern und Wiesen lag, des Mittags, wenn in der prallen Sommersonne die Luft zitterte, und des Abends, wenn längst schon die Sonne hinterm dunklen Bergwald schlafen gegangen und der Horizont im tiefen Purpur flammte.

Besonders schön aber ist's hier des Sonntags früh. Dann ist die Landstraße von geputzten Menschen belebt, die vom nahen Städtchen zur Dorfkirche kommen oder ins Städtchen zur Kirche ziehn, von Spaziergängern aller Art, einfachen Bauern und Arbeitern, Frauen und Mädchen und Kindern. Viele von ihnen kenne ich gut, mit manchem wechsle ich einen freundlichen Gruß, und mit dem einen oder andern knüpfe ich auch wohl ein kurzes Gespräch an. Das sind mir liebe, friedsame Stunden, an die ich oft voll Sehnsucht denke, wenn ich daheim in der Großstadt stehe und dem kalten, gleichgültigen Alltag ins Auge sehe.

Freilich, die Landstraße hat viel von ihrer früheren Poesie eingebüßt, seit Autos darüber hinwegrasen und die städtische Industrie ihre Vorboten aufs flache Land hinausschickt. Ich erinnere mich noch gut der Zeit, da hier weit und breit kein Schornstein qualmte, da die Landschaft noch nicht nach Benzin roch und die schlichte und doch so kleidsame Volkstracht bei alt und jung in Ehren stand. Da war's eine helle Freude, den sonntäglichen Kirchgang zu beobachten oder des Abends dem Jungvolk zuzuschauen, das in bunten Reihen, singend und lachend, vorm Lindenwirtshaus vorbeizog. Heute sieht man nur ab und zu noch ein altes Mütterchen, das dem Brauch der Vorfahren treu blieb und die Landestracht beibehielt. Die Jugend will nichts mehr davon wissen. Sie trägt sich städtisch, und es ist keine Seltenheit mehr, daß man des Sonntags im Dorf einem drallen Bauernmädchen begegnet, das in Stöckelschuhen und Florstrümpfen einhertrippelt und in der Hand ein buntbebändertes Spazierstöckchen schwingt.

Aber was hilft's, darüber zu klagen? Die Zeiten haben sich eben geändert, und wir betrügen uns selber, wenn wir, dem Gestern nachtrauernd, das Heute schelten. Schließlich lebt ja auch jetzt noch ein Stückchen Landstraßenpoesie, und wenn wir nur offene Augen und Ohren haben und nicht gar zu unbescheiden sind, dann werden wir's schon entdecken und genießen.

Mein Lindenwirtshaus ist freilich alles eher als ein verwunschenes Schlößchen, in dem man dichten und träumen und seiner Phantasie die Zügel schießen lassen kann. Es ist ein Kind der Zeit, und der rührige Wirt mit dem klugen Kopf und den scharf blickenden Augen würde mich schön auslachen, wenn ich in seiner Gaststube nach poetischen Motiven wittern wollte. Die gibt es hier nicht, seit die Post zweimal täglich ins Dorf kommt, seit der Fernsprecher klingelt und die trauliche Petroleumfunzel dem elektrischen Licht Platz gemacht hat. Die Gäste, die heute an den blank gescheuerten Tischen ihr Glas bekömmliches Bier trinken, sind keine Overnbauern, sind Alltagsmenschen mit nüchternen Gesichtern und nüchternen Anschauungen. Und doch wäre es grundverkehrt, Philisterseelen in ihnen zu sehen. Die gibt's natürlich auch, aber mancher ist doch darunter, der sich den Wind des Lebens um die Nase wehen ließ, bei dem Herz und Verstand im rechten Einklang sind. Manch gutes und kluges Wort habe ich schon in der Gaststube des Lindenwirtshauses gehört und gar viel dabei gelernt. Längst gewöhnte ich es mir ab, mit Ueberheblichkeit einzutreten, und ich bedauere nur die, die da meinen, die Volksseele studieren zu können, wenn sie sich zum Volk herablassen. Narren sind sie und werden Narren bleiben. Denn die Seele des Volkes läßt sich nicht studieren. Nur wer mit dem Volk lebt, wer mit ihm denkt und fühlt, nur der ergründet seine Seele. Auch diese Weisheit hat mich das Wirtshaus an der Landstraße gelehrt. Sie ist gewiß nicht neu, aber darum doch nicht minder bedeutsam.

Immer wieder zieht es mich nach dem schattigen Plätzchen unter den Linden hin; denn hier ist Frieden ohne tote Ruh', hier ist Leben ohne Hast und Hetze, hier sind Menschen, die ich liebgewann, weil sie auch im Zeitalter der alles gleichmachenden Maschine nicht aufhörten, Menschen zu sein.

Deutsche Raubvögel

Von K. Jenssen.

Für einzelne Raubvögel, wie Hühnerhabicht und Sperber bedarf es zu ihrer gründlichen Vernichtung keiner verteidigenden Erklärung, denn sie fügen der Jagd und der Landwirtschaft, insbesondere auch der Brieftaubenzucht gleichzeitig schweren Schaden an, ohne jeden gelegentlichen Nutzen. Andere Raubvögel sind milder zu beurteilen, denn sie sind zum Teil sehr nützliche Vögel. Wie dem auch sei, es wird immer schwer halten, die Interessen des Jägers, Forstmannes, Landwirtes und Brieftaubenzüchters auf eine Linie zu bringen, da sich die wirtschaftlichen Kreise aller nicht gleichmäßig berühren.

In jüngster Zeit ist nun noch das Schlagwort „Naturschutz" auf den Kampfplatz getreten, der für den Raubvogel zur Erhaltung der Art in Wort und Schrift eintritt. Unwillkürlich erinnert man sich hier des Aussterbens des Adlers auf den heimischen Fluren, nicht ohne Wehmut, während andererseits wirtschaftliche Interessen den Vernichtungsfeldzug gegen den König der Lüfte als gerechtfertigt erscheinen lassen. Es liegt hier eben ein schwer überbrückbarer Widerstreit von Interessen vor, der kaum eine befriedigende Lösung finden wird.

Unter den Falken, welche auf deutscher Erde heimisch sind, ist der zierlich schlanke Turmfalke der häufigste. Er ist in Deutschland überall verbreitet; er bevorzugt zwar bergiges Land, wählt aber auch die Ebene zum Aufenthalt. Der Turmfalke ist ein äußerst lebhafter Tagraubvogel, der ruhelos seine Kreise zieht, wobei oft seine Stimme als ein helles Kli, Kli, Kli ertönt. Der Turmfalke ist der einzige Raubvogel, der ohne Scheu Großstädte aufsucht, um dort in den Sparren von Kirchtürmen sein Nest zu bauen und der Brutpflege zu leben. Diese allerdings seltener werdende Gewohnheit mag ihm den Namen Turmfalke gegeben haben, den man in manchen Gegenden nicht recht verstehen kann. Das wichtigste Jagdgebiet bleibt jedoch für den Turmfalken immer das Feld, hier fallen ihm Mäuse und andere Kleintiere zum Opfer, und es bietet ein hübsches Bild, wenn man den flinken Vogel von Zeit zu Zeit Halt machen sieht, wie er sich mit abwärts gerichtetem Schwanz und lebhaften Flügelschlägen für kurze Zeit an ein und derselben Stelle in der Luft hält. Diese, einen malerischen Anblick gewährende Gewohnheit hat ihm auch den Namen Rüttelfalk eingetragen. Anfang Mai baut der Turmfalke sein Nest in Felsspalten, alten Burgruinen, seltener in hohlen Bäumen, gelegentlich wird auch sehr hoch liegendes Astwerk alter Bäume benutzt, wobei oft ein altes Krähennest herhalten muß. Seine Beute, die hauptsächlich aus Mäusen und Insekten besteht, greift der Turmfalke im gewandten Stoße, er kann sie jedoch nur vom Boden aufnehmen. Aus diesem Grunde sind fliegende Vögel vor ihm sicher. Unleugbar erbeutet der Turmfalke gelegentlich auch kleine Vögel, doch wird das immer eine Ausnahme sein. Ueberwiegend lebt er von Mäusen, Insekten, wie Raupen, Grillen, Heuschrecken, Mistkäfern, Maikäfern usw., sodaß eine Schonung dringend am Platze ist. Das Vogelschutzgesetz hat dem Turmfalken denn auch gesetzlichen Schutz ausgesprochen, der jedoch nicht immer beobachtet wird.

Zu den weitverbreitetsten Raubvögeln bei uns gehört der Mäusebussard, der unbedingt als nützlicher Vogel allen Schutz verdient. Die etwas gedrungene Gestalt verleiht dem Vogel eine nicht gerade durch Schönheit ausgezeichnete Linie. Die Färbung ist sehr schwankend, und kann man drei Grundfarben unterscheiden, und zwar die ganz dunklen, die braunen und die weißlichen Bussarde. Die durchschnittliche Größe des Mäusebussards bewegt sich zwischen 52 und 55 Zentimeter, während die Flügelspannung etwa 120 Zentimeter beträgt. Die Weibchen pflegen etwas größer als die Männchen zu sein. Die Unterschwanzdeckfedern weisen bei den dunklen Vögeln dunkle Ränder auf, während sie bei den anderen rein weiß sind. Der Mäusebussard verläßt uns nur in kalten Wintern, um vorübergehend wärmere Gegenden aufzusuchen. Die ihm zusagende Gegend behält der Vogel in der Regel im ganzen Jahre bei, auch erledigt er bei uns sein Brutgeschäft. Die Wahl des Horstes, meist etwa 15 Meter hoch, erfolgt ohne Regel, bald am Rande, bald mitten im Walde, auch Feldgehölze werden nicht verschmäht. Die Hauptnahrung des Mäusebussards besteht aus Nagetieren, und zwar überwiegend aus Mäusen. Allerdings nimmt der Mäusebussard gelegentlich auch Tauben, Hühner, Fasanen, Rebhühner, Kaninchen und Wiesel, doch sind das Ausnahmen. Leider greift der Bussard auch den nützlichen Maulwurf an räumt aber dafür auch unter den schädlicher Hamstern auf. Sehr beliebt sind bei ihm Reptilien und Amphibien, wie Frösche, Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern; auch Insekten werden nicht verschmäht. Nach wissenschaftlichen Untersuchungen benötigt der ausgewachsene etwa 1000 Gramm schwere Mäusebussard täglich etwa 150 Gramm frische Nahrung. Wiederholt wurden als Mageninhalt zehn bis vierzehn Mäuse nachgewiesen. Unleugbar Schaden stiftet der Mäusebussard in der Jagd dadurch, daß er mit Sicherheit Junghasen greift und kranke alte Hasen anfällt. Wo der Bussard weiter an den Winterfütterungen der Rebhühner gefährlich wird, hält es nicht schwer, ihn in diesen Fällen abzuschießen. In anderen Fällen soll man dem an sich nützlichen Mäusebussard mit Schonung begegnen, da sein Flug vom typischen Adel des Raubvogels ist, der die Ruhe des Waldes durch Schönheit krönt.

Dem Mäusebussard in der Gestalt sehr ähnlich ist der Rauhfußbussard, der hauptsächlich eine andere Färbung aufweist. Ein entscheidendes Erkennungszeichen bildet die Befiederung der Fußwurzeln bis auf die Zehen herab, wobei lediglich ein Streifen auf der Hinterseite freibleibt. Die Länge der ausgewachsenen Vögel beträgt 53 bis 56 Zentimeter, bei einer Flügelspannung von etwa 135 Zentimetern. Der Rauhfußbussard ist nur im Herbst unser Gast, um uns im Frühjahr wieder zu verlassen. Der

Nr. 93

Erscheint täglich. Bezugspreis: Abholstelle monatlich 2,40 RM. Postbezugspreis monatlich 2,40 RM. Anzeigenpreis: Die 1spaltige mm-Zeile 7 Rpf. Anzeigenannahme bis 9 Uhr vormittags. Anzeigen bis 12 Uhr mittags.

Gefolgschaft

TU Berlin, Universitätsarchiv

Der

Kabinett

Zur Ver

rung beschloss

Gesetzentwurf

daß ein

die Folge

sollen,

veranlaßt

Frage der

mals

schwebenden

rührt.

gebung, insofe

plan, über

nur der Reich

kann. Dami

Art dem Volk

derartige

hang mit

herausgenom

der Goldumlage

im Aufwertu

öffentlicher

Der Gesamtbetrag

den Haushalt

Reich, Länder

Die

besondere auch

Gesetze müssen

auf das

Haushaltsplänen

werden.

Abs. 4 der

die Folgen

Volksinitiative

sein wie

Abgeordnete

Um

WTB

weiß von

des Fürsten

Finanzminister

Reichstagsfraktion

haben, daß

dehnt werde

über Besitz

gegangen

zahlten. Diese

für heute

der Regierung

der preußischen

die Frage

Auch das

zu melden

Heute

Fürstenabfindung

den

minister Dr.

Ueberprüfung

erfolgte.

nommen.

TU, Bestand

fand nach

der Regierung

Reichskanzlers

an diesen

teil. Die

nanzminister

beschäftigte sich

gehend mit

und mit den

Zustandekommen

einem positiven

sichtlich der

kommen.

Uhr abends

verlagt. Der

ausführlich

neuen Kompromiß

Vor dem

Von unserem

Zu den

mentes, die

genommen und

gerichtet haben,

aus den Ferien

Raubfußbussard ist scheu und vorsichtig und sucht auch höhere Luftschichten auf. Auch er lebt wie der Mäusebussard hauptsächlich von Mäusen und erweist sich als Landwirtschaft in dieser Hinsicht höchst nützlich. Selten fallen ihm Rebhühner und Tauben oder Singvögel zum Opfer, wie die Magenuntersuchungen dieses Raubvogels erwiesen haben.

Der Wespenbussard ist von ähnlicher Größe wie der Mäusebussard, erscheint aber schlanker, da bei kleinerem Körperbau die Flügel und der Schwanz länger sind. Die Nahrung des Wespenbussards besteht überwiegend aus Insekten, u. zwar hauptsächlich aus Hummeln und Wespen, deren Nester er freilegt, um an die Waben zu gelangen.

Der Taubenfalk, auch Wanderfalk genannt, der Schrecken der Brieftaubenzüchter, kann heute als ziemlich ausgerottet gelten. Hohe Schußprämien der Züchtervereine haben den Wanderfalk mit Recht fast ausgerottet, da er Mühe und Arbeit der Brieftaubenzucht zu sehr in Frage stellte.

Gegenüber dem Bussard erweist sich der Hühnerhabicht von mehr schlanker Form, sodaß wir in ihm den Typ eines durch Schönheit ausgezeichneten Raubvogels vor uns haben. Während die Männchen bis 50 Zentimeter groß werden, gehen die Weibchen noch 10 Zentimeter über dieses Maß hinaus. Der Hühnerhabicht hat als ein gefährlicher Räuber zu gelten, der kein Anrecht auf Schonung hat. Seine Beute greift er in schnellem Fluge. Er greift jedes Tier, das er bewältigen kann. Hühner, Tauben, Hasen, Mäuse, nichts ist vor ihm sicher, es wird kein Geschöpf vor ihm verschmäht, immer weiß er sein Opfer zu erhaschen. Singvögel haben besonders unter ihm zu leiden. Einer der gefährlichsten Raubvögel ist der Sperber, der Kleinvögel, aber auch Tauben im Fluge erhascht und vernichtet.

—⊡—

Wie die Kirsche nach Deutschland kam

Die Kirsche, die jetzt wieder ihre volle weiße Blütenpracht entfaltet, hat eine lange Geschichte. Sie ist nach Deutschland eingeführt worden, und zwar schon in sehr frühen Zeiten, und sie zählt seitdem zu dem beliebtesten Obst. Das Verdienst, uns diesen Leckerbissen verschafft zu haben, hat der römische Feldherr Lucullus. Schon bei dem Namen Lucullus denkt man sogleich an lukullische Genüsse. Dabei war aber Lucullus einer der größten römischen Feldherren. Wer die Geschichte des römischen Reiches kennt, weiß, daß Lucullus erheblich mit zur Vergrößerung des allgewaltigen fast ganz Europa umspannenden römischen Reiches beigetragen hat. Durch seine Feldzüge hat er vor allem das Morgenland erschlossen. Rom aber ist seinen Großen nur selten dankbar gewesen und so ging es auch dem Lucullus. Als er ruhmbeladen nach Rom zurückkehrte, wollte man von ihm nichts wissen.

So zog er sich denn völlig zurück und begann ein üppiges Leben, das sprichwörtlich geworden ist. An seinen Tafeln zu sitzen, war eine Ehre, und er ist der Begründer der „lukullischen Genüsse" geworden. Seine Bedeutung liegt aber nicht nur in seinen großen militärischen Erfolgen, sondern auch darin, daß er die Kirsche nach Europa verpflanzte. Bei seinen Heereszügen fand er im Pontus einen Baum, dessen Frucht in Europa unbekannt, aber sehr saftig und wohlschmeckend war. Er wußte sofort die schöne Frucht zu würdigen, und er brachte sie nach Rom. In kurzer Zeit kannte ganz Italien den Baum, und auch Frankreich lernte die Kirsche schätzen. Bald drang sie bis zum Rhein und bis zur Donau vor sowie auch nach England. Aber es hat immerhin fast zweieinhalb Jahrhunderte gedauert, ehe sie nach Deutschland kam. Am Oberrhein und in der nassauischen Ebene, wo sie in Deutschland zuerst auftauchte, wird sie in Chroniken des 2. Jahrhunderts nach Christus zum ersten Male erwähnt. Heute gibt es in Deutschland keinen Ort, der die Kirsche nicht kennt, keinen Deutschen, der diese schmackhafte Frucht nicht zu würdigen weiß, die sich nach und nach, von Lucullus entdeckt, die ganze Erde erobert hat.

—⊡—

Stierkämpfe — das spanische Nationalfest

Von Bernhard Pauly, z. Zt. Sevilla.

Spanien, das lange Jahre hindurch eine untergeordnete Stellung in sportlicher Hinsicht einnahm, hat sich in der letzten Zeit auf diesem Gebiete herausgemacht. Fußball und Rugby, Hockey und Tennis erfreuen sich einer eifrigen Pflege, und im Boxkampfe strebt es ebenfalls nach der Höhe. Paulino Uzcudun, Antonio Ruiz, Manolo Alonso haben heute einen internationalen Klang. Aber nur auf einem einzigen Gebiet indessen vermag sich Spanien zu rühmen, unbestritten eine Klasse für sich darzustellen. Dies ist die „Tauromaquia", die Stiergefechtskunst. Wie schon vor Jahrhunderten führen die Stierkämpfe auch heute noch die Bezeichnung „Nationalfest", und es ist keine große Feier denkbar, bei der diese Art Vorstellungen fehlt. Die großen Meister sind durchweg Spanier, oft Abkömmlinge alter Torerosfamilien, und obwohl es Ausländer gegeben hat, die als Stierkämpfer aufgetreten sind, darunter eine Rothaut, Neger, ja sogar ein bezopfter Sohn aus dem Reich der Mitte, sind diese aus Mangel an angeborenen Fähigkeiten stets bald wieder von der Bildfläche verschwunden. Sogar auf der Iberischen Halbinsel selbst gibt es Regionen, die niemals famose Toreros hervorgebracht haben, noch auf Grund natürlicher Veranlagungen ihrer Bewohner hervorbringen werden. Katalonien und der Norden Spaniens stellen wenige und nur mittelmäßige Stierkämpfer. Im Zentrum klingen schon trefflichere Namen, aber die eigentliche Region ist der Süden, besonders Andalusien. Die Hochburg der Tauromaquia jedoch ist die Perle des Südens, das sonnige, blumenreiche Sevilla.

Nach dem ersten Aufblühen des Fußballsports fürchteten die Anhänger der Stiergefechte, daß dem Nationalfeste Abbruch getan würde, und eine Zeitlang schien es auch so. Die Besucher waren nicht so zahlreich wie früher. Jedoch jetzt, nachdem der sportliche Uebereifer nachgelassen hat, sind die Arenas wieder bis auf den letzten Platz gefüllt, und die Impresarios brauchen nicht wie so viele Theaterdirektoren die Befürchtung zu hegen, daß sie Geld zusetzen müssen.

Was Pünktlichkeit anbetrifft, ist dies eine Tugend, die dem Spanier ganz und gar abgeht. Er legt auch geringen Wert darauf, daß die Theater- und sonstigen Vorstellungen zur festgesetzten Zeit anfangen. Unnachsichtlich ist er in dieser Beziehung nur bei den Stierkämpfen. Mit dem Glockenschlag hat der Präsident in seiner Loge zu erscheinen, um das Zeichen zum Beginn zu geben. Läßt er nur Sekunden auf sich warten, wird ein Protest laut, der in ein ungeheures Schreien und Brüllen ausartet. Einst, als der Präsident über Gebühr lange ausblieb, schlugen die ergrimmten Zuschauer alles, was nicht niet- und nagelfest war, in Stücke und legten zuguterletzt Feuer an den Platz. Seitdem ist der Bau möglichst in Stein und Eisen gehalten.

Hat der Präsident das Publikum gebührend begrüßt, gibt er ein Zeichen. Die Tore lassen zwei Reiter herein, die beiden Alguaciles, so eine Art berittener Zeremonienmeister. Ihre feurigen Hengste, andalusisch-arabischer Kreuzung wenden sich in tänzelndem Schritt zur Präsidentenloge. Geschickt fängt der eine von ihnen den Schlüssel auf, den ihm der Präsident etwa aus der Höhe einer zweiten Etage zuwirft, und händigt ihn seinerseits dem Stallwärter aus, der die Aufgabe hat, die Stiere einzeln herauszulassen. Die Alguaciles galoppieren nach dem Eingang zurück, um an der Spitze der ganzen Truppe von neuem einzureiten. Dies ist der malerischste Anblick der ganzen Darstellung. Gleich hinter den Reitern marschieren die goldstrotzenden Matadores, meist drei an der Zahl, ihnen folgen die Banderillero und übrigen Gehilfen zu Fuß, dann die Lanzenreiter auf armseligen, für den Abdecker reifen Kleppern, und hintenan laufen die Schinderknechte, die der Spanier ihrer bunten, lächerlichen Kleidung wegen „weiße Affen" nennt. Alle verbeugen sich mit mehr oder weniger Grandezza vor dem Präsidenten und zerstreuen sich links und rechts, während die Alguaciles, die „weißen Affen" und die Lanzenreiter bis auf zwei den Platz verlassen.

Auf einen Wink des Präsidenten öffnet sich die Stalltür. Der erste Bulle springt mit einem mächtigen Satz heraus. An seiner linken Seite flattern bunte Bänder, an einem Widerhaken befestigt, die man ihm gerade in dem Augenblick, als ihm geöffnet wurde, durch ein in der Decke befindliches Loch mittels eines Stabes in den Nacken gestoßen. Durch den stechenden Schmerz ergrimmt, stürmt er in die Mitte des Platzes, um den Feind zu suchen. Der nächste Lanzenreiter fällt ihm am ersten ins Auge. Er stürzt auf ihn zu, aber weder Reiter noch die Rosinante haben Lust, mit ihm anzubinden. Der magere Klepper trabt davon und wirft für sein Alter die Beine, daß es eine Freude ist. Schon will der Stier ihm folgen, da flattert dicht vor ihm ein buntes Tuch in der Luft, das ihn ablenkt. Der Torerogehilfe, der im rechten Moment eingesprungen ist, läuft davon, indem er das Tuch hinter sich herschleift. Der Stier rollt mißtrauisch war, erhielt sogar auf einer jetzt hinterdrein. Ein zweiter Gehilfe kommt dazwischen und wird von einem dritten abgelöst. Ueber dieses wechselvolle Hin und Her vergißt der Bulle das ihm angetane Leid und die feindliche Absicht seiner Gegner. Für ihn ist es jetzt-ein einfaches Haschespiel. Das ist der Moment, in welchem der Meister auf den Schauplatz tritt.

Dieser saß während des Vorspiels auf dem niedrigen Steinsims, der rund um den Platz läuft und von den Toreros als Absprung benutzt wird, wenn sie, vor dem Stier flüchtend, sich über die Barriere hinweg in den Korridor retten müssen. Anscheinend schaute der Matador nur gleichgültig dem Treiben seiner Untergebenen zu. In Wahrheit jedoch hat er alle Bewegungen des Stieres studiert, seine Eigenschaften analysiert, seine Stärken und Schwächen herausgefunden. Er weiß jetzt, wie er den ungeschlachten Gegner zu nehmen hat, damit sein eigenes Können im hellsten Lichte strahlt. Auf ein Zeichen des Meisters ziehen sich die Gehilfen zurück, halten aber in nächster Entfernung um im Notfall rettend einspringen zu können. Wenige Schritte vor dem Stiere bleibt der Meister stehen, das schillernde Seidentuch in den Händen, malerisch seinen Körper damit deckend. Ruckförmig bewegt er es. Der Stier wird aufmerksam und stürzt sich plötzlich auf die bunte Masse. Wie festgemauert stehen die Füße des Matadors auf dem Boden. Nur der Oberkörper vollführt eine kaum merkliche Drehung, und der Stier läuft unter dem graziös geschwungenen Tuche durch, nicht selten den Körper seines Gegners streifend, daß die dicken Goldrosetten zerfetzt werden. Es scheint eine magische Kraft in dem Tuch und in dem Schwung zu liegen. Sowie der Stier die leise Berührung nicht mehr spürt, macht er eine rasche Wendung, so blitzschnell und gewandt, wie man sie von einem derartig ungefügen Körper nicht erwartet hätte. Der Torero wiederholt sein Anreizen, indem er das ganze Repertoire der verschiedenen Stile, je nach seinem Können und der Anpassungsfähigkeit des Stieres, spielen läßt. Hat der Meister die Zuschauer in Extase versetzt, dann spielt auf Verlangen derselben die Musik irgendein passendes Stück und, wenn es sich um einen „Ab" handelt, sogar eine Komposition, die für und auf ihn verfaßt worden ist. Der Torero verbeugt sich dankend, dem Gegner den Rücken zuwendend, als wäre gar keine Gefahr dabei. Und doch ist schon so mancher dabei ums Leben gekommen.

Noch tönt die Musik. Da stellen sich die Lanzenreiter in Position. Der Stier hat noch keine Ahnung, daß jetzt der blutige Ernst beginnt. Er springt auf den Reiter zu, bohrt dem Pferd seine Hörner tief in den Leib und bringt beide zu Fall. Dafür empfängt er aber einen Stich in den Nacken, daß er vor Schmerz wütend aufbrüllt und wie rasend auf dem Platz herumtobt. Der zweite Reiter bringt dem Bullen eine neue Wunde bei, dieser stürzt sich wieder ergrimmt auf den ersten Angreifer, oder falls dessen Pferd untauglich geworden ist, auf seinen Ersatzmann, um nach drei oder vier weiteren Verwundungen von weiteren Versuchen abzusehen.

Wehe dem armen Stier, der nach der ersten Verwundung durch einen Lanzenreiter nicht dazu zu bringen ist, sich weiteren Stichen auszusetzen. Zur Strafe für seine „Feigheit" verlangt der ganze Platz unter schrecklichem Gebrüll die Anwendung der Feuerbanderillas. Dies ist die mörderischste Quälerei, die man für einen nicht draufgängerischen Stier ersonnen hat. Aeußerlich sich wenig von den gewöhnlichen blumengeschmückten Banderillas, die kurzen Speeren gleichen, unterscheidend, entzünden sie sich, sobald sich ihre Widerhaken in den Nacken des Stieres bohren. Ein sprühender Feuerregen prasselt auf das Tier hernieder, das unter den unmöglichsten Sprüngen den Versuch macht, die Waffe abzuschütteln. Bei den gewöhnlichen Banderillas läßt der Torero den Stier auf sich einstürmen, macht im letzten Moment, wenn die Hörner fast seinen Körper berühren, eine rasche Wendung und stößt dem vorbeirasenden Stier ein paar der kurzen Speere in den Nacken.

Nach all diesen Vorbereitungen ist die rohe Kraft des Stieres gebrochen. Der Matador kann ihm zum letzten Gang entgegentreten. Mit Degen und dem bekannten roten Tuche bewaffnet, begibt er sich vor die Präsidentenloge, um in einer kurzen Ansprache zu versprechen, den Gegner den Garaus zu machen oder selbst sein Leben dabei zu lassen.

Die Herren Toreros sind, obwohl sie nicht der Titel Don beanspruchen, verwöhnte Leute. Sie verdienen ungeheure Summen. Zehntausend Peseten für ein Stiergefecht ist für einen guten Torero nichts Außergewöhnliches, und einer der besten Matadores, Belmonte, der einst in Sevilla Müllkutscher war, erhielt sogar auf einer Tournée in Peru für fünf Stiergefechte den Riesenbetrag von 250 000 Peseten in Goldwert.

Bei dem Endkampf tritt der Torero seinem geschmückten Opfer gegenüber. Der Lärm verstummt. Gespannt sind die Erwartungen aller. Zwei Schritt vor dem Stier bleibt er stehen. Mit überwältigender Ruhe bekleidet er den Degen mit dem roten Tuche. Langsam hebt und senkt er es. Der Stier stürzt vor, und es wiederholt sich der erste Teil des Kampfes, nur formvollendeter. Die rohe Kraft des Stieres findet ihren Meister in der Kunst des Matadors. Das wütende Tier gehorcht schließlich den leisesten Bewegungen des Meisters. Die Zuschauer ergehen sich in Jubelrufen. Nachdem die Gehilfen den Stier von neuem gereizt haben, kommt für den Torero der gefährlichste Augenblick. Er erhebt den Degen und stürzt sich mit aller Gewalt zwischen die Hörner. Der Stier springt ebenfalls an und treibt sich dabei die spitze Waffe tief in den Nacken bis in das Herz. Der mächtige Körper schwankt, taumelt und stürzt endlich zu Boden. Ein ungeheurer Jubel bricht los, der Matador macht die Runde um den Platz, um sich für die Anerkennung zu bedanken. Die Zuschauer verlangen für den Torero die höchste Auszeichnung, die Ohren des Stieres. Der Präsident gibt seine Zustimmung.

Nachdem die Abdecker mit einem Viergespann und in rasendstem Galopp den Stier und auch die gefallenen Pferde vom Platze geschleift haben, beginnt das Spiel von neuem, um sich sechs- bis achtmal zu wiederholen. Nicht immer jedoch schneidet der Meister gut ab, und die Zuschauer verwünschen ihn mit den drastischsten Ausdrücken. Früchte und Gemüse aller Art werden nach ihm geschleudert, und zuweilen wird ein unfähiger Matador von der Polizei abgeführt, um eine kurze Freiheitsstrafe zu verbüßen. Ist der letzte Stier zusammengebrochen, schwingen sich die Anhänger eines Matadors über die Schranken auf den Platz, um ihr Ideal begeistert nach seinem Wagen zu tragen. Mancher Matador, der dem mächtigsten Stier mutig gegenübertritt, fürchtet diese stürmische, oft schmerzvolle Kundgebung der Begeisterung.

—⊡—

Europäische Vogelarten in Amerika

In Amerika unterhält man sich gegenwärtig über die Frage, ob die Einführung der europäischen Stare der amerikanischen Landwirtschaft zum Nutzen oder Schaden gereichen wird. Erst seit 1890 kommt der Star in Amerika vor. Der Newyorker Ornithologe Schieffelin hat ihn, ebenso wie den Sperling, importiert. Schieffelin gründete in den achtziger Jahren in Albany eine Vereinigung zur Einführung ausländischer Vogelarten im Staate Newyork. Man wollte außer Spatzen auch Nachtigallen, Amseln, Buchfinken, Goldfinken, Lerchen und endlich Stare in Amerika heimisch werden lassen. Nur mit Sperlingen und Staren ist dieser Versuch geglückt. Die 100 Stare von 1890 sind inzwischen auf Millionen angewachsen; längst ist er über die Grenzen des Staates Newyork hinaus verbreitet; schon im Jahre 1920 war er von Maine bis Virginia im ganzen Osten Amerikas bekannt. Da die einheimische Vogelwelt der Vereinigten Staaten in den seit 1890 verflossenen 35 Jahren nicht sonderlich zugenommen hat, sind Stimmen laut geworden, wonach dies Ergebnis mit der schnellen Verbreitung der Stare erklärt werden müsse. Die Ornithologen haben sich daraufhin ernsthaft mit der Frage beschäftigt, ob der Star für Amerika wirklich ein willkommener Gast sei. Der Mageninhalt von mehr als 2100 Staren wurde untersucht. Dabei wurde festgestellt, daß die Stare als Vertilger schädlicher Insekten (Heuschrecken, verschiedene Käferarten, Raupen usw.) auch in Amerika nützliche Arbeit verrichten. Dem steht der Schaden gegenüber, den er im Frühjahr den Obstbäumen, vor allem den Kirschbäumen, zufügt. Dem Gemüsegarten wird er in geringerem Maße schädlich; nur sechs Prozent seiner jährlichen Nahrungsmenge besteht aus Kulturpflanzen. Der Kampf der Stare um Nahrung hat im Sommer wenig nachteilige Folgen; im Herbst und Winter wird jedoch ein beerentragender Baum, der kleineren Trupps Vögeln einige Wochen hindurch Nahrung zu bieten vermag, von einem Starenschwarm oft in einem Tage seiner Früchte beraubt. Bei weiterer Verbreitung über Amerika würden die Stare auch in Gegenden, wo zur Zeit einheimische Vögel noch nicht durch derartigen Futterwettbewerb belästigt werden, einen ansehnlichen Teil der vorhandenen Winternahrung für sich mit Beschlag belegen. Der ursprüngliche harmlose Import europ. Stare hat also schon nach 35 Jahren in Amerika zu tiefgründigen Erörterungen über ihren Nutzen und Schaden Anlaß gegeben.

Entenhochzeit

Von Schindler-Wilmersdorf.

Recht wie ein Aschenputtel sieht du aus, kleine Entenfrau! So schlicht ist dein braungraues Federgewand, daß du ganz gedrückt aussiehst neben dem prächtigen Herrn Gemahl. Der sitzt wie ein Pascha da in seinem bunten Hochzeitsrock, der eitle Fant! Gönnerhaft schnatternd plustert er sich auf, und den schimmernden Kragen kann er gar nicht genug im Wasser bespiegeln. Fein herausstaffiert hast du ihn, Mutter Natur, du mußt viel für ihn übrig haben. Oder hast du Angst, daß seine Entenliebste den Dickbauch nicht erhören würde, wenn er keine so schöne helle Weste trüge?

Wie schmucklos dagegen die kleine glatte Ente! Du bist doch selbst ein Weib, du schöne Frau Natur! Unzählbar ist die Pracht deiner ewig wechselnden Gewänder. Wie kannst du nur die armen Vogelfrauen so stiefmütterlich behandeln! Alles nur für den Herrn Gemahl. Der Fasan, buntgligternd wie ein Edelstein, der Rebhahn mit dem roten Brustschild prunkend, und selbst das ernste Schwarz des Amselhahns vom koketten Gelb des Schnäbelchens in bunte Lustigkeit verwandelt! Und dagegen die Frauen? Alles grau in grau. Hast du ihnen denn gar keine Eitelkeit mitgegeben, die wir Menschen bei unseren Evatöchtern nicht missen möchten?

Aber du wirst ja wissen, was du tust, gute Mutter Natur. Gewiß soll das unscheinbare Kleid deine Vogelfrauen nur vor den Blicken der Nesträuber schützen. Und ihren Männern gefallen sie auch so. Vielleicht sehen die mehr aufs Herz?

Heiratslustig sind sie jedenfalls, die bunten Erpel, sobald die lauen Winde den keimenden Vorfrühling künden. Dann „reihen sie sich". Vornewweg das mutterte Entenfräulein, wie ein Backfisch glatt und schlank, und dahinter in einer Reihe drei, vier ihrer Anbeter. Einer immer schöner als der andere. Wie angegossen sitzt ihnen der Galahochzeitsfrack. Das Flirten muß ihnen Spaß machen, denn sie lassen nicht von ihrer Schönen. Bis die Sache ernst wird und der Stärkste sich die Braut erkämpft. Dann gehört sie ihm von Rechts wegen, und etwaige Sonderwünsche von ihr werden nicht berücksichtigt.

Aber aus dem flirtenden Anbeter entpuppt sich nun ein treuer Ehemann. „Glücklich vereint" lebt das junge Paar und sucht sich ein lauschiges, stilles Heim. Ohne Wohnungsamt. Aber hübsch im Grünen und mit täglichem Bad. Unzertrennlich leben sie da, nie geht eines allein aus. Im selben Wasser suchen sie ihr Frühstück, und zusammen gehen sie auf die Luftreise, wenn sie mal etwas Besseres essen wollen, als die tägliche Hausmannskost. Aber jetzt fliegt immer der Erpel voran. Er ist Herr im Hause, und außerdem Kavalier, der das leichtere Fliegen an zweiter Stelle der lieben Frau überläßt. — —

Kein Glück ist ewig. Auch das der Enten nicht. Wenn die Eierlegerei fertig ist und die Familiensorgen nahen, beginnt das Interesse des Erpels merklich zu erkalten. Die Wochenstube kann seine Frau ganz allein abmachen. Und die Kinder erzieht sie auch. Da geht er lieber wieder in den Junggesellenklub und schnattert mit seinesgleichen.

Bis das nächste Frühjahr kommt, da nimmt er wieder eine hübsche Frau. Wenn er's erlebt.

—⊡—

Wie Mexiko seine Naturdenkmäler schützt

Selbst in Ländern, die lange Zeit als Musterbeispiele allgemeiner Anarchie und wirtschaftlichen Raubbaus gegolten haben, führen allmählich weitschauende kulturelle Bestrebungen zum Ziel. So sind jetzt in Mexiko Maßnahmen getroffen worden, um die Ausrottung seltener Arten der mexikanischen Fauna zu verhindern. Durch eine Verfügung des mexikanischen Landwirtschaftsministeriums ist die Jagd auf Lamantine und deren Fang entlang der ganzen atlantischen Küste Mexikos verboten worden. Dieses Tier ist einer der wenigen Vertreter der in der Anzahl so sehr zurückgegangenen Familie der Seekühe, die heute nur noch in tropischen Gewässern leben. In Mexiko wird dieses bereits selten gewordene Tier nur noch im südlichen Teil des Golfes von Mexiko und am Strand der Halbinsel Yukatan angetroffen. — Schon vor drei Jahren wurde auf Antrag eines bekannten mexikanischen Biologen im Wege eines Dekrets des früheren Präsidenten Obregon die Jagd auf die amerikanische Gabelantilope und auf das Dickhorn-Schaf verboten. Weiter erstreckt sich der Jagdschutz auf den prächtigen, smaragdgrün glänzenden, auf der Brust scharlachroten Quesal, eine Vogelart, die in Mexiko heute nur noch in den Gebirgen des Staates Chiapas vorkommt. Sodann wird die Ausrottung einer seltenen Mönchsrobbenart bekämpft und der gegenwärtig noch selteneren, auf den Inseln des Stillen Ozeans lebenden nordischen See-Elefanten.

Mehrere Gebiete gelten hinfort als „Naturdenkmäler", darunter der in der Umgebung von Mexiko-Stadt gelegene Wald „Desierto de los Leones". Zu den Maßnahmen zum Schutz seltener Tiere ist auch die Art der Jagderlaubnis zu rechnen, die auf der im nördlichen Teil des kalifornischen Golfes gelegenen, als Jagdgrund berühmte Insel Tiburon erteilt wird. Der Jagdberechtigte ist in Zukunft verpflichtet, Reservate (d. h. Gelände, auf denen die Jagd absolut verboten ist) und Zuchtparks einzurichten und für die Einfuhr neuen Jagdwildes Sorge zu tragen.

—⊡—

Fortbewegung von Rettungsbooten

Ein ernstes Hindernis für die volle Ausnutzung der Rettungsmöglichkeiten bei Schiffskatastrophen bildete das bis vor kurzem nur unvollkommen gelöste Problem der Fortbewegung der bis auf den letzten Platz mit Schiffbrüchigen besetzten Rettungsboote des Schiffes. Das einfache Rudern bereitet hier aus verschiedenen Gründen Schwierigkeiten. Zunächst sind die Matrosen moderner Kauffahrteischiffe nicht mehr wie früher mit Segeln und Rudern vertraut, überdies bilden sie auf großen Passagierschiffen nur einen kleinen Teil der Besatzung. Wertvoll wäre daher eine Einrichtung, die die Teilnahme jeder sich im Rettungsboot befindenden Person an der Arbeit des Ruderns ermöglichen würde. Von verschiedenen Seiten ist eine Lösung der Aufgabe versucht worden, ein großes Boot auch durch ungeübte Personen vorwärts zu bewegen. An Bord des Dampfers „Jerimai" des Rotterdamschen Lloyd werden zur Zeit erfolgreiche Versuche mit dem Rudersystem eines Ingenieurs Fleming angestellt. Dieses bietet den Vorteil, daß die Schiffbrüchigen die Rudertätigkeit aufnehmen können, sobald das Boot zu Wasser gelassen ist, daß ferner die Ruderer nicht in ihrer Arbeit behindert werden durch tatenlos zuschauende Insassen, und daß es möglich wird, über das Boot in seiner vollen Länge ein Zeltdach zu spannen. Dazu sind an beiden Seiten innerhalb der Bordwand vertikale Hebestangen angebracht. Die Rolle des „Ruderers" beschränkt sich darauf, die Kraft zur Vor- und Rückwärtsbewegung dieser Hebestangen zu liefern. Diese Bewegung wird durch einen Apparat auf eine kleine Schiffsschraube übertragen. Der Apparat ist so eingerichtet, daß die Ruderer mit Hilfe eines Hebels die Schraube für Fahrt voraus oder achteraus in Umdrehung versetzen können. —rk.

—⊡—

Indianergräber

Von M. Trott.

Während man bei uns in Europa die meisten Toten der Erde übergibt, wird diese Sitte bei den Indianerstämmen nur selten angewandt. Zwar finden wir im südlichen Teile Amerikas, soweit dort noch Indianerstämme hausen, Höhlen, in denen man die Verstorbenen beisetzte. Weit öfter aber geschah es, daß man die in Felle eingewickelten Toten einfach unter die Hütte, die der Verstorbene bewohnte, legte, und dann etwas Erde darauf schaufelte. Das Konservieren der Leichen wird heute noch bei den Stämmen Floridas und Virginias geübt. Man schneidet daselbst den Toten die Haut am Rücken auf, trennt das Fleisch von den Knochen, ohne die Bänder zu verletzen, damit die Glieder Zusammenhang haben. Dann nimmt man alles Vergängliche heraus, füllt die menschliche Haut mit feinem Sand, näht sie am Rücken wieder zu, trocknet das herausgenommene Fleisch an der Sonne, legt es zu Füßen der Leiche und bringt alles in vorher bereitete Höhlen.

Einige indianische Stämme Nordamerikas verbrennen ihre Toten. Die Yumas schaufeln dazu große Gruben, die sie mit Holz auspolstern, häufen darauf etwa einen Meter hoch Holz und legen den Toten darauf. Bei den Tollkotinstämmen wird der Tote einfach auf ein paar Holzstämme gelegt, die mit Oel begossen und angezündet werden. Selbstverständlich wird dadurch keine vollkommene Verbrennung des Toten erzielt, aber das hat dort nichts auf sich. Die Witwe sammelt dann die großen Knochen zusammen und trägt sie ein Jahr lang auf dem Rücken mit sich herum.